

Entzauberte Welt oder wie wir die Freiheit erlebten

Autor(en): **Salus, Grete**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **16 (1960)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961336>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ENTZAUBERTE WELT ODER WIE WIR DIE FREIHEIT ERLEBTEN

Von GRETE SALUS, Addlestone

Noch Kind, schienen mir die Dinge, die Welt voll geheimnis- und verheißungsvoller Schönheit. Auch das Unangenehme, Lästige, einmal überwunden, barg gleichsam auch schon eine Belohnung in sich.

Manchmal löste irgendeine meiner Handlungen ein überraschendes, unerwartetes Erlebnis aus. Dann wunderte ich mich über die mir unbegreiflichen Folgen. Das gehörte aber so mit in den natürlichen Verlauf meines Kinderlebens. Das Vertrauen, dieses standhafte Vertrauen eines Kindes konnte es nicht erschüttern.

Ein Erlebnis meiner Kindheit lebt noch heute so stark in meiner Erinnerung, daß ich es jederzeit plastisch vor mich inzustellen vermag. In meiner Erinnerung fühle ich noch immer diesen starken Stoß, den mein Vertrauen erlitt. Da verblaßte zum erstenmal etwas von dem Schimmer, der über den Dingen lag.

In einem kleinen romantischen Städtchen wuchs ich auf, zusammen mit Nachbarsbuben und einer vergötterten Freundin. So zu sein, wie diese Freundin, immer glatt gekämmt, ständig mit etwas Nützlichem beschäftigt, das erschien mir so unerreichbar, daß ich sie fanatisch bewunderte.

Die Nachbarsbuben waren Herrscher über einen wunderschönen Garten. Dieser große, große Garten mit Rutschbahn, einem Fischteich und vielen, vielen Obstbäumen, dieser Garten spukte ständig in meinen Tag- und Nachtträumen.

Alles, was lockend schön und geheimnisvoll und schwer erreichbar war, nannte ich im stillen *Garten*.

Da diese wilden Nachbarsbuben immer etwas am Kerbholz hatten, durften sie ihn nicht allzu oft betreten. Aber noch seltener bekamen sie die Erlaubnis dazu, andere Kinder mitzunehmen.

Einmal kamen sie wieder, den Riesenschlüssel, der das Tor zu diesen Herrlichkeiten öffnete, triumphierend in den Händen

schwingend, dahergestürmt. Sie riefen meiner Freundin und mir zu: «Kommt mit!»

Alles vergaß ich, das meiner Obhut anvertraute Brüderchen, alles versank, und nur der Garten zog mich an mit magischer Kraft. Verzückt stand ich endlich vor der verrosteten Eisentür! Der Riesenschlüssel wurde hineingesteckt und wirklich, die Tür öffnete sich, um die Buben und meine Freundin einzulassen. Die Tür schlug zu, meine angebetete Freundin sperrte von innen ab, und nun liefen sie lachend davon.

Ich stand draußen — erstarrt vor Entsetzen. Alles war dunkel geworden, ja, dunkel war es, obwohl die Sonne strahlte. Das Gras war nicht mehr so grün, alles hatte andere Farben bekommen, die Häuser hatten häßliche Gesichter, die ganze liebe, vertraute Stadt sah auf einmal ganz anders aus.

Ich schlich dahin, ganz langsam und geduckt. Plötzlich sprang ich auf und lief geradewegs zu meiner Mutter. Ja, die Mutter, und da schrie ich auch schon im Laufen: «Mutter, Mutter!»

Später hörte ich meine Mutter sagen: «Dieses Kind macht mir Sorgen, so empfindlich und verletzbar. Sicher die schlechteste Ausrüstung für das Leben.» — Es war gegen Ende des ersten Weltkrieges, und meine damals noch recht junge Mutter fühlte ahnungsvoll die Härten, die diese Kriegsgeneration erwartete.

* * *

So wird der Mensch gewalzt, geknetet, in die Höhe geworfen, zu Boden gedrückt. So wird er auf dem Amboß des Lebens zu rechtgehämmert, biegsam und hart zugleich, bis er endlich hineinpaßt in die richtige Form. Paßt er in keine, so wird er gestoßen und verletzt, gar schmerzlich.

Er sieht nur das, was er sehen will. Er fühlt nur das, was er fühlen will. Ist ständig auf dem Posten, wachsam und hellhörig, soweit es sein eigenes Wohlbefinden — und das der in seine Selbstsucht mit Einbezogenen — betrifft.

Trifft ihn aber doch von irgendwo ein heimtückischer Schlag, dann schlägt er zurück, rasch und wendig oder auch langsam, gezielt und mit tödlicher Wucht.

Ja, so jagt er geschäftig durch dieses gefährliche Leben, ohne zu große Freude, ohne zu großen Schmerz. Die Form, seine Form, gibt auch diesem das richtige Maß.

Er jagt dahin, blind, taub, fühllos und getrieben von einer inneren Unruhe und der Angst, von anderen, Schnelleren, überholt oder niedergetreten zu werden. So jagt er dahin, er und seine Artgenossen.

Sie braust daher, diese wilde Jagd, begleitet von Bomben und Tanks, eingehüllt in eine Wolke von Haß und Lärm. Alles nieder-tretend was still, schön und nicht von ihrer Art ist. Welchem Ziele zu?

Einmal war er ein Kind, aufgeschlossen und voller Vertrauen. Leidenschaftlich hingegeben dem Schmerz und der Freude. Fein ausgewogen das Gefühl für Gerechtigkeit und Anstand. Alles war ihm von der Natur dazu verliehen, zu leben, sich zu entfalten zum wahren Mittel und Höhepunkt der Schöpfung. Gleichzeitig gewährte die Natur ihm aber auch das fast gleiche Maß der dem Guten entgegengesetzten Eigenschaften.

Je unverbildeter und naturnäher der Mensch inmitten der Umwelt steht, um so leichter werden sich diese entgegengesetzten Eigenschaften die Waage halten.

Bei der rasenden Entwicklung des menschlichen Intellekts aber ist alles aus dem Gleichgewicht geraten und jede natürliche Gesetzmäßigkeit gestört.

Eines letzten Endes alles zerstörender Egoismus hat sich jedes Einzelnen, ganzer Völkerscharen und Nationen bemächtigt. Er spricht von der Liebe zu seiner Nation und schädigt sie ständig. Statt daß sie ihm natürlicher Grund ist, treibt er gefährlichen Raubbau, unersättlich, ohne zu sehen, daß er sie und zuletzt auch sich selbst zugrunde richtet.

Hoch trägt er die Fahne irgendeiner Partei, als Deckmantel für seine dunklen Gelüste oder als Ausrufszeichen, das sein verlorenes Gewissen ersetzt.

So ist seine Entwicklung vom Kinde zu einem seelenlos ausgebrannten Wesen vollauf abgelaufen. Ein starrer Mechanismus bleibt. Auf dem Wege dahin hat er Glauben, Gerechtigkeitssinn, Selbstkritik, doch vor allem seine Seele abgeworfen.

Sein Verstand, sein Körper, alles ist nur Waffe inmitten gleicher oder noch besserer Waffen. Wo Waffen, da Krieg, wo Krieg, da Zerstörung. Alle geistigen Errungenschaften wandeln sich gar unheimlich zu Werkzeugen der Zerstörung, die nun aufstehen, gegen ihre eigenen Schöpfer.

Der Geist, der sie schuf, die Hände, die sie formten, sind präzise Instrumente, ohne Beseeltheit, und infolgedessen auch ohne die Kraft, sich das Geschaffene dienstbar zu machen, zum Guten, zum Positiven.

Dieses Zauberwort der Kraft ist uns verlorengegangen, und vergebens werden wir es suchen in diesem Rennen und Hetzen, in diesem ganzen Haßlärm.

Es ist irgendwo dort, wo wir nicht mehr hingelangen können. Noch sehen es manchmal unsere Augen als Kuriosität in einer alten, rührenden Truhe. Noch greift es uns manchmal an, aus einer Bachschen Fuge. Es ist aber nur noch wie ein Hauch, Beweis, daß es einmal dagewesen und uns unwiderruflich verloren gegangen ist.

* * *

So taumelt unsere Generation durch zwei Weltkriege, taumelte durch ein Zeitalter der Nurzerstörung.

Zur Zeit des ersten Weltkrieges war ich noch ein Kind. In diese Kinderwelt drang nur sehr wenig von dem eigentlichen Grauen des Krieges. Trotzdem registrierten die Nerven die ganze Unruhe der Umgebung, wenn auch ohne Begreifen. Ich sah meine Mutter weinen, wenn mein Vater nach seinen Urlauben aus dem Felde wieder einrückte. Es beeindruckte mich sehr.

Der wahre Begriff des Krieges aber war für mich mit einer Begegnung verbunden. Ein Soldat wurde in einem Rollwagen geschoben. Ganz automatisch ging es in bestimmten Abständen wie ein elektrischer Schlag durch seinen Körper. Er hob die Hand zum Mützenrand und salutierte. Er sprach ganz normal zu seinem Begleiter, immer nur von dem unerbittlichen Zwang unterbrochen, diese Bewegung auszuführen.

Ich folgte ihm, indem ich meine Mutter weiterzog, und starrte wie gebannt auf diese unheimliche Erscheinung. Ich begriff, daß

er diese Bewegung gegen seinen eigenen Willen tat, tun mußte. Das erschien mir so furchtbar und qualvoll, so etwas konnte eben nur der *Krieg* zuwege bringen.

Krieg war etwas, daß die Menschen zwang, sich gegen ihren Willen von allem zu trennen, was ihnen lieb und teuer war.

Außerdem hatte der Krieg die rätselhafte Macht, Menschen zu so etwas zu verwandeln, wie ich es an diesem Soldaten gesehen hatte.

Diese Vorstellung, wenn sie mit den Jahren auch eine andere Gestalt annahm, blieb doch eigentlich unverändert in mir haften. Wenn mir später einer meiner Freunde Kriegserlebnisse erzählte, ließ ich es an meinem Ohr vorüberziehen wie ein unangenehmes Geräusch. Meist bar ich ihn, aufzuhören, da es mich gar nicht interessierte. Kriegsbücher legte ich ungelesen beiseite. Es genügte schon irgendein Zusammenhang des Inhalts mit den Kriegsjahren, um mir alle Freude daran zu verderben.

Es war und blieb mir immer unverständlich, wie sonst vernünftige, unkriegerische und kluge Männer sich so unklug in Gespräche über Kriegserlebnisse vertiefen konnten. Sie wurden dann zu richtigen Buben, die sich begeistert ihre verschiedenen Streiche erzählten und sich nicht genug an Berichten selbstvollbrachter Husarenstückchen überbieten konnten.

Selbst der eigene Mann wurde mir fremd und unverständlich, wenn er sich in solchen Erinnerungen erging. Mit der Zeit brachte ich mich dazu, diesen Ausbrüchen mit einem gewissen Humor zu begegnen, sie zu einer Art, wenn auch gefährlicher, Spielerei zu verringern, als Spielerei gelten zu lassen.

Daß sie in die Tat umgesetzt werden könnte, so weit ließ ich meine Phantasie nicht schweifen. Es war etwas, was irgendeinmal in der Vergangenheit geschehen war. Damals, so fühlte ich, konnten die Menschen noch nicht wissen, zu welchem alles unter sich zermalmenden Koloß das Unheil anwachsen konnte.

Die damalige Generation hatte keinerlei Erinnerung an ein ähnliches Geschehnis, dem noch künftigen Verderben vergleichbar, und konnte nicht ermessen, was für Gewalten sich entfesseln würden. Auch herrschte nach dem ersten Weltkrieg eine ausgesprochene Kriegsangst bei den einzelnen Menschen wie bei den Völkern.

Dennoch trieb es langsam, aber unaufhaltsam einem Kriege entgegen.

Trotz Völkerbund, trotz «Liga für Menschenrechte», trotz aller Ideale zur Hilfeleistung für die kleinen Völker und Minderheiten. Trotz all dieser wunderschönen Institutionen und humanistischen Ziele, trotz aller pazifistischen Literatur wurden die Menschen in die erbarmungslose Massenvernichtung eines zweiten Weltkrieges hineingeschleudert.

Jeder Einzelne von uns, obwohl sich jeder Nerv dagegen sträubte, mußte langsam die Notwendigkeit eines solchen Krieges erkennen.

Diese Erkenntnis ist erschütternd, daß sich eine Situation herausbilden kann, die den Menschen, trotz aller inneren Widerstände, keinen anderen Ausweg offen läßt als den eines Krieges.

* * *

Hier sitze ich nun ahnungslos und schreibe. Es kann eben jetzt in diesem Augenblick etwas geschehen sein, das unmerklich, nach und nach zur ausweglosen Situation eines abermaligen Krieges anwachsen kann.

In uns ist kein Vertrauen zu der eigenen Unbestechlichkeit, geschweige denn zur Unbestechlichkeit der anderen. Wir haben erlebt, wie wir selbst unseren Standpunkt, wenn auch widerwillig aufgeben mußten. Wir haben sehen müssen, wie Stärkere über uns hinweggingen, wie über eine gemähte Wiese.

Ich bin gezwungen, mir heute ein Weltbild als Jude zu machen. Die Verhältnisse und Atmosphäre nach meiner Befreiung waren durchaus so beschaffen, mich in dieser, meiner Einstellung zu bestärken.

* * *

In unserer Gefangenschaft konnten wir alles auf einen einfachen Nenner bringen. Wir hatten unsere Peiniger, die Nazis. Es fiel uns gar nicht ein, daß die Schuld, diese furchtbare Schuld, Ausgangspunkte haben könnte, die im Menschen als solchen, in Nationen als solchen und in der Welt als solcher zu suchen waren. Damit will ich die Schuld des deutschen Volkes um keinen Deut

verkleinern. Dieses Volk war dazu geschaffen und bestimmt, williges, allzu williges Werkzeug zu sein, Gedanken, Machtträume, die in den anderen Völkern verborgener ruhten; zur furchtbaren Wirklichkeit erstehen zu lassen.

Wir Gefangene aber waren, Gott sei Dank, mit Blindheit geschlagen. Für uns gab es nur den Teufel, dem wir in diesen Tagen ausgeliefert waren. Die übrige Welt bestand sozusagen aus lauter Engeln. Diese Engel kämpften ausschließlich dafür, um uns dem Teufel zu entreißen. Wir sahen keine Nationen, wir sahen nur eine Welt von Brüdern. Sie hatten sich vereint, um das Unrecht, das man uns angetan, zu rächen.

Wie dieses Unrecht überhaupt geschehen konnte, diesen Fragen nachzuforschen, fiel uns nicht ein. Wenn dieser Gedanke auch manchmal aufkeimen wollte, so unterdrückten wir ihn gleich im Entstehen. Diese Erkenntnis wäre über unsere Kräfte gegangen und hätte uns allen Haltes beraubt.

Ähnliche Gespräche wurden wohl im Ghetto Theresienstadt geführt, aber mehr akademisch, ohne rechte Überzeugung. Man sprach oft davon, ob denn nicht Druckmittel sich hätten anwenden lassen, um unser Los zu erleichtern. Ob im Verlaufe des Krieges nicht eine Art Austausch zu bewerkstelligen wäre. Androhung der gleichen Maßnahmen gegen Kriegsgefangene und Deutsche in Amerika und dergleichen. Wir waren enttäuscht, daß nichts in dieser Richtung geschah, entschuldigten das aber mit der Unerbittlichkeit der Deutschen, welche auch über solche Vergeltungsmaßnahmen gegen Mitglieder des eigenen Volkes rücksichtslos hinweggegangen wären. Das wieder war allerdings nur theoretisch gemeint, denn solche Überlegungen konnten uns unseren Glauben an eine Strafexpedition der ganzen Welt gegen diese skrupellose Mörderbande nicht nehmen.

Ein künstlicher Optimismus ließ uns alles ertragen und immer wieder von neuem hoffen. «In drei Monaten ist Schluß!» Es waren immer drei Monate, die wir noch durchzuhalten hatten. Bei der Landung der englischen Armee in Frankreich im Jahre 1944 waren es sogar nur noch Wochen, die uns nach unserer Meinung von der Befreiung aus der Gefangenschaft trennten.

In unserem Krankenhaus in Theresienstadt lag ein schwer herz-

kranker Mann. Es war gelungen, ihn durch die sorgfältigste Pflege am Leben zu erhalten. Am Tage der Landung der Engländer besuchte ich diesen Patienten. Im Ghetto war man über das große Ereignis schon gut informiert. Der Kranke konnte bereits in der Stube umhergehen, und da berichtete er mir glückstrahlend diese Neuigkeit. Ungefähr eine Stunde nach dieser Unterhaltung erfuhren wir, daß er plötzlich verschieden sei. Die Freude hatte ihn getötet.

Mein Mann und ich bewohnten das Badezimmer des Krankenhauses; das war ein Privileg. Jeden Samstag fanden sich nachmittags hier unsere engeren Freunde zusammen. Ein jeder brachte etwas zum Essen mit. Diese paar Bissen hatte man sich die ganze Woche über zusammengespart. Nun wurde großartig geschlemmt. Dann förderte einer der Anwesenden triumphierend den höchsten und am strengsten verbotenen aller Genüsse zum Vorschein, eine Zigarette, die wir nun gemeinsam rauchten.

Erst wurden alle Ghettoereignisse besprochen und dann wurde politisiert. Einer der Anwesenden zog einen Zettel, bedeckt mit geheimnisvollen Zeichen, hervor: die politischen Ereignisse der Woche. Die Nachrichten gelangten durch die das Ghetto bewachenden Gendarmen oder durch die außerhalb des Ghettos arbeitenden Lagerinsassen oder auch direkt durch den Rundfunk zu uns. Die Radionachrichten brachten unmittelbar unsere Elektriker, die stets irgendeinen Apparat aus deutschem Besitz zu reparieren hatten, in Umlauf. Diese Nachrichten gingen durch so viele Mänder und veränderten sich dabei so unheimlich und phantastisch, daß vom ursprünglichen Bericht meist nicht viel übrigblieb. Was übrigblieb, war ein groteskes, oft ungeheuerliches Gebilde. So verbreitete sich einmal mit Windeseile die erregende Nachricht: «Hitler ist tot!» Später stellte sich heraus, daß der Auslandsrundfunk im Laufe einer Sendung erklärt hatte: «Hitler ist heute schon ein toter Mann!»

Von den Teilnehmern der samstäglichen Nachmittagszusammenkünfte ist außer meiner Freundin und mir keiner am Leben geblieben. Wir beide, die größten Pessimisten bei diesen Zusammenkünften, wir haben es als einzige überlebt. Heute scheint es uns, daß wir damals glücklich gewesen sind, gemeinsam mit Familie und Freunden, unwissend und in Zukunftsträumen schwelgend.

Da saßen wir damals, sprachen alle durcheinander, blickten in heftiger Diskussion uns gegenseitig böse an und erhitzten uns an irgendeinem politischen Problem.

* * *

Wie grell verwandelte sich dieses fast anheimelnde Bild, wenn SS-Obersturmbannführer *Eichmann* oder SS-Sturmbannführer *Günther* sich im Ghetto blicken ließen. *Transport* lasen wir in unseren bleichen Gesichtern. *Transport* flüsterte es von Ubikation zu Ubikation (so nannte man die Massenquartiere der Ghettoinsassen). Müde, erschöpft gingen alle ihren täglichen Verrichtungen nach. Es war ja alles umsonst, was man tat, was in der Welt draußen geschah. Unser Schicksal rollte viel schneller ab, rollte ab, in rasender Geschwindigkeit. Außerhalb der Ghettomauern die Ereignisse draußen, die vielleicht irgendwann einmal die Befreiung bringen sollten, für uns kamen sie jedenfalls zu spät.

Transport — wir legten uns in Kleidern zu Bett. Mein Mann, als Chefarzt des Krankenhauses, wurde bei der Einberufung eines jeden seiner Patienten, Ärzte, Krankenschwestern oder Hilfskräfte geweckt, denn die Vorladungen wurden meist bei Nacht zugestellt. In der Magdeburger Kaserne, dem Sitz der internen jüdischen Transportkommission, begann nun ein Kampf um jeden einzelnen Menschen.

Transport — die Arbeitsstellen leer, keiner erschien zur Arbeit. Ein jeder kämpfte um einen Angehörigen, um einen Freund und um sich selbst. Alles, was sonst noch lebenswichtig war, nun wurde es bedeutungslos.

Transport — in der Magdeburger Kaserne drängten sich Menschenmassen, daß man sich kaum einen Weg bahnen konnte. Ratlose, verstörte Familienväter mit einer kinderreichen Familie hielten in zitternden Händen den Einrufungsbefehl für den *Transport*. Junge Burschen, ihre Mädchen an den Händen haltend, suchten mannhaft ihre Liebsten zu beruhigen. Alte, einsame Männer oder Frauen, sie standen hilflos da, die Eßgeschirre mit einer geschenkten Suppe krampfhaft mit den Händen umklammernd. Die hilflosen Greise wußten nicht, warum sie hier standen, denn für sie war

kaum jemand da, der sie vor dem *Transport* zu retten versuchte. Ihre Namen standen auf keiner Schutzliste der Mitglieder des jüdischen Ältestenrates. Sie hatten weder Kinder noch andere Angehörige, die sie vor der Verschickung bewahren konnten. Das war ja auch nicht so wichtig, wichtig war nur die stinkende Suppe im Eßgeschirr. Essen, das spuckte ständig in den Gehirnen dieser armen alten Skelette.

«Bist Du satt?» fragte ich meinen alten Schwiegervater flehentlich, nachdem ich ihm eine Riesenschüssel mit Graupen vorgesetzt hatte. «Der Hunger ist nicht mehr so quälend», gab er mir lakonisch zur Antwort. Diese Nahrung glitt durch die Körper, ohne eine Spur von Sättigung auch nur für eine Stunde zu hinterlassen. Sie waren immer hungrig und stets auf der Suche nach etwas Eßbarem.

* * *

Im Laufe des Jahres 1944 trat eine längere Pause in den Verschickungen ein, daß die meisten glaubten, nun sei diese Gefahr vorbei. Man war um so mehr beruhigt, da eine internationale Kommission das Ghetto besuchte; das verhiess doch Schutz, und auch das Leben hatte sich verändert und gebessert.

Es war ein furchtbarer Trugschluß. Dies bewiesen uns die kommenden Monate September und Oktober.

Gerade zu dieser Zeit studierte ich einen Bewegungschor auf einem der Theresienstädter Dachböden mit Jungen und Mädchen ein. Wir waren gerade dabei, einen Arbeitsrhythmus einzuüben. Da kam einer der Burschen leichenblaß hereingestürzt und rief: «Sofort aufhören, es gehen Arbeitstransporte mit Männern von 16 bis 35 Jahren.»

Sofort liefen wir alle nach Hause. Auf der Straße rannten viele Menschen in die Magdeburger Kaserne, um Näheres zu erfahren. Ich fand meinen Mann im Spital auf mich wartend. Er war sehr ernst und bestätigte mir die Richtigkeit der Schreckensnachricht. Er machte mich auf das Ausmaß dieser Aktion aufmerksam, auf die Gefährdung eines jeden, auch der bis jetzt Geschützten.

So begann dieser Tragödie letzter und entscheidender Akt. Des Ghettos hatte sich eine furchtbare Panik bemächtigt.

Ein jeder packte seine Habseligkeiten, um vorbereitet zu sein. Die Familienväter verfertigten kleine Holzwägelchen, um das Gepäck und die kleinen Kinder zu transportieren.

Der erste Transport mit 2500 jungen Männern war abgefertigt, dann folgte ein nächster mit 1500. Beim übernächsten Transport meldeten sich die Frauen dieser Männer, freiwillig.

Dann atmeten die bisher Verschonten auf; eine Pause von einigen Tagen wurde eingeschaltet. Man gab sich auch dem beruhigenden Eindruck hin, daß es sich wirklich nur um Arbeitstransporte handelte, wie man auf deutschen Befehl hin uns versichert hatte. Nur gesunde junge Männer und Frauen, doch keine Familien, keine Kinder, keine Kranken waren von uns gegangen.

Unsere Hoffnungen zerflossen aber sehr schnell zu nichts, als abermals Transporteinerufungen ausgetragen wurden. Wir erschrakten, denn nun kamen kinderreiche Familien an die Reihe. Auch Kranke wurden nicht verschont. So verließen sechs weitere Transporte Theresienstadt. Das Ghetto war fast liquidiert.

Vor dem siebenten Transport mußten alle Mitglieder des «Gesundheitswesens» vor dem deutschen Lagerkommandanten defilieren, und mit ihnen auch mein Mann. Die Entscheidung fiel; mein Mann und ich, die wir bis jetzt geschützt gewesen waren, kamen in diesen Transport. Aus eben diesem Transport hatte mein Mann noch verschiedene seiner Patienten befreien können. Ich traf sie noch im Ghetto an, als ich knapp vor Kriegsende nach Theresienstadt zurückkehrte.

Nun, das war der Schlußstrich unter unsere Rechnung, die Antwort auf alle unsere Fragen. Nach uns fuhr noch ein achter Transport; es war der elfte und letzte in diesen Totentanz. Sie fuhren nicht zur Arbeit in ein neues Ghetto, wie man uns eingeredet hatte, sie fuhren ins Auschwitz Verderben, zur Schlachtbank, die meisten, die anderen in die Sklaverei.

* * *

Die Menschen im Ausland können es bis heute noch nicht fassen, daß ihre Leute, von denen sie noch im Jahre 1944 Lebenszeichen erhalten hatten, nicht mehr am Leben sind.

Ja, wie ein Blitz aus fast heiterem Himmel schlug es ins Ghetto. Wir Überlebenden fühlen uns heute noch zittern, bis in die Grundfesten unserer Existenz, wenn wir uns an diese sogenannten *Blitztransporte* erinnern.

Hoffnungen, Wünsche, Zukunftsträume waren verraucht in den verzehrenden Flammen eines unergründlichen Haßgedankens. Die Menschen leben nicht mehr, nur wenige haben überdauert. Der Haß aber lebt weiter. Dieser geringe Rest jedoch in seiner schrecklichen, rührenden und mahnenden Gestalt, erhebt seine schwache, aber eindringliche Stimme zu einer Anklage.

Diese wieder vom Tode Auferstandenen legen nun Zeugnis über das Geschehene ab. Diese mitten ins Herz getroffenen Menschen heben ihre Hand zu einer warnenden Gebärde.

Mit hoch erhobenen Händen stehen sie da, inmitten einer Welt, abermals umbrandet von Haß, Chaos und Nichtverstehen. Als Ankläger, Zeugen und Mahner vor einer Wiederholung.

Nicht hassen — denn Haß ist wie ein Bumerang, der, kaum geworfen, wieder zurückgeflogen kommt, mit doppelter Wucht.

Wir, wir hassen nicht, obgleich wir wohl ein Recht dazu hätten. Wir stehen da, staunend, inmitten dieser Haßatmosphäre. Wir können nicht begreifen, daß die Menschen sich nicht freuen können über die Befreiung von dem Drucke dieses Krieges. Staunend blicken wir in ihre freudlosen Gesichter.

Zusammenzuckend vernehmen wir Worte, die uns nur allzu bekannt sind in ihrer Leere und vergiftenden Wirkung. Erschrocken fühlen wir ihn an uns herankriechen, den alten, den — wie wir glaubten — mit Bomben, Tanks und Maschinengewehren zur Strecke gebrachten Haß.

Er trägt ein anderes Kleid, aber sein langsames, unabwendbares Kriechen, sein Antlitz ist uns nur gar zu wohl bekannt. Er kann uns nicht über sein abermaliges Lebendigwerden täuschen.

Kann man ihn denn nicht zertreten, so lange er sich noch auf dem Boden bewegt. Muß sich denn alles wiederholen, bis ins Unendliche? «Nürnberger Mütter weinet nicht!» Dies stand im Jahre 1935 in einer Wiener Zeitung, als in Deutschland die Nürnberger Judengesetze verhängt wurden. Dieses Zeitungsblatt mit dem Antlitz eines vor Schmerz erstarrten jüdischen Frauenkopfes hatte

ich mir aufgehoben. Als ich nach dem Kriege zurückkehrte, fand ich es nicht mehr vor. Diesem Blatte waren die Namen vieler im ersten Weltkrieg gefallener junger Juden beigefügt.

Es war umsonst.

Sollte dies alles, dieses ruchlose Morden an uns, wieder umsonst gewesen sein? War es nicht imstande, wenn auch nicht Ehrfurcht zu wecken, so wenigstens den Haß gegen uns zu töten?

* * *

Nach dem Kriege waren wir zwar genötigt, wegen Epidemiegefahr, im ehemaligen Ghetto Theresienstadt zu verbleiben, aber die meisten von uns unterwarfen sich ganz gerne diesem Zwange. Das Gefühl, frei zu sein, die Quarantäne mit einigem Energieaufwand durchbrechen zu können, dieses Gefühl allein genügte vielen von uns, ganz zufrieden im Ghetto abzuwarten. «Ich kann tun, aber ich muß nicht tun», das ließ sie vorläufig dem Nichtsunternehmen treu bleiben.

Aus dem jahrelangen Zwange, mit Menschen zu leben, die das gleiche Schicksal zusammengeführt, hatte sich eine Verbundenheit entwickelt, die fast einer Fessel gleichkam. Diese Fessel zu durchbrechen, um endlich frei zu sein, war mit einem Zwang zu Handeln verbunden, dem wir schon allzu entwöhnt waren.

Wir waren gewöhnt, daß man über uns verfügte, und nun standen wir vor dem Problem, unser Leben wieder in die eigene Entscheidung nehmen zu müssen. Zweifel daran, wie wir all das Neue, dem wir durch die Gefangenschaft weit entrückt waren, bewältigen sollten, stürmten auf uns ein. Wie werden die Menschen, die Freien sein? Was werden wir beginnen? Alle diese Fragen drängten sich uns auf, und wir verschoben die Antworten bis zu dem Zeitpunkt, da wir uns endlich entscheiden mußten.

Diese Freiheit, die wir uns in den leuchtendsten Farben ausgemalt hatten, nun Wirklichkeit — diese Freiheit hatte etwas Beängstigendes und Unfaßbares für uns.

Unsere kraftlosen Hände strichen zitternd darüber hin, trauten sich aber nicht, richtig zuzupacken. Uns war wie einem Kranken zumute, der wegen seines bedrohten Augenlichtes genötigt ist, gemeinsam mit seinen Leidensgenossen lange Zeit im verdunkelten

Zimmer zu verbringen. Nach seiner Genesung, geblendet vom ersten Lichtstrahl, schließt er die Augen und flüchtet in das verdunkelte Zimmer zurück. Das Licht tut weh, die Gesunden tun weh, alles tut weh. Die lange Zeit seines Krankenlagers hat eine Lücke aufgerissen, die ihm nun unüberbrückbar erscheint.

Jahre normalen Lebens sind ausgestrichen worden, und auf Schritt und Tritt fühlen wir das Fehlen dieser Jahre. Die Menschen, zu denen wir nun zurückkehren sollen, haben diese Jahre gelebt, gut oder schlecht, sie haben sie gelebt.

Wir aber, wir haben vegetiert, inmitten der Welt dieses Krieges. Wir waren weitab, irgendwo im Niemandsland, wo wir auf unsere Art lebten, dumpf, animalisch. Wir lebten als Verlorene, Namenlose, Häftlinge der Deutschen. Wir waren nichts, wir waren weniger als nichts. Wir, diese Nichtse, jedoch, wir lebten. Jedes Schrittchen war Leben, jeder Bissen Brot war Leben. Wir klammerten uns an dieses Leben, der Körper klammerte sich daran. Diese Zähigkeit sollte die Welt zuerst verblüffen, dann aber sie vor dieser unbegreiflichen Tatsache zurückschrecken lassen.

Das ahnten wir damals bereits, ganz unbestimmt zwar, aber es äußerte sich dennoch in unseren Gesprächen und Handlungen. «Wie sehe ich aus? Habe ich mich sehr verändert? Du hast mich doch früher gekannt?» Ängstlich tasteten wir aneinander herum und suchten zu erforschen, wie wir eigentlich geworden waren, wozu uns dieses Leben gemacht und wie weit es uns von dem anderen Leben entfernt hatte.

Wir, die Rückkehrer ins Ghetto, nach zermalmender Irrfahrt, wehrten uns anfangs gegen diese Quarantäne, da die Ähnlichkeit mit früheren Schreckensszenen in Auschwitz und anderen Lagern uns entsetzte. Wir fühlten uns eingesperrt inmitten Eingesperrter, da uns jede Bewegungsfreiheit innerhalb des Ghettos verwehrt war. Wir durchbrachen diese Quarantäne nach unseren inzwischen gut gelernten alten Methoden.

Die übrigen Ghettoinsassen, die nie Theresienstadt verlassen hatten, waren unserer Findigkeit nicht gewachsen und konnten sich unseres leidenschaftlichen Aufbegehrens nicht erwehren.

Es ergaben sich dadurch gefährliche Situationen. Ein Teil der männlichen Rückkehrer hatte nichts Menschliches mehr. Einmal

gelang es einigen von ihnen, die Absperrung zu sprengen, und nun stürzten sie sich wie ein ausgehungertes Wolfrudel auf alles, was ihnen eßbar schien. Jene im Ghetto, die diese letzte Entwürdigung nicht am eigenen Leibe erfahren hatten, flüchteten vor ihnen wie vor Aussätzigen, wenn diese Armen in ihren gestreiften Anzügen, Piyamas genannt, in ihren Armen irgendein Bündel schleppend, durch die Straßen huschten. Sie waren verlaust, voller Flecktyphusläuse, und schrecklich anzusehen in ihrer Besessenheit.

Bei uns Frauen hatte der Selbstverlust noch nicht diese äußeren Schranken erreicht, da unser Ertragenmüssen nicht ganz so tief in den Abgrund jenseits aller menschlichen Bewahrung gestürzt war, wie bei diesen Verlorenen.

Wir wollten mit unseren Freunden beisammen sein, unbehelligt durch die Straßen des Ghettos streifen und einmal allein sein. Ja, wir wollten endlich einmal allein sein, mit unseren Gedanken, mit unserem Menschentum.

So sehr einem diese Notgemeinschaft früher über vieles hinweggeholfen hatte, so drückend wurde sie jetzt manchmal. Man fühlte sich ständig belauscht in seinen Gedanken und allzu beeinflußt von verschiedenen Lagergewohnheiten. In unserer Quarantäne sahen wir noch unsere Lagerälteste und auch sonst vieles, das uns zu sehr an unsere jüngste traurige Vergangenheit erinnerte.

Schon die Insassen von Theresienstadt erschienen uns anders als wir selbst; sie waren für uns bereits ein Bindeglied zu einem neuen künftigen Leben.

Alles, was an Konzentrationslager erinnerte, warfen wir von uns wie einen Makel. Ich selbst hatte schon die erste Nacht nach unserer Ankunft im Ghetto die Häftlingskleider, Wäsche, alles von mir getan. Der Wassereimer, der mich während der langen Fahrt aus dem geräumten Lager Oederan in Sachsen nach Theresienstadt begleitet hatte, auch dieser kam irgendwie abhanden. Nur das geschorene Haar, kurz wie es war, wollte sich scheinbar nicht beeilen, zu wachsen. Doch sonst war die Befreiung von allen Äußerlichkeiten ganz einfach, höchstens stieß sie auf das eine Hindernis, daß nicht gleich Ersatz zur Hand war.

Wir zogen durch die Straßen in den buntesten Zusammenstellungen und kamen uns schon sehr schön und normal vor.

Mit dem aber, was wir in uns trugen, sollten wir noch lange nicht fertig werden, wahrscheinlich nie mehr. Damals jedoch waren wir naiv genug, zu glauben, daß uns dies bald gelingen könnte. Im Ghetto konnten wir das noch nicht erkennen und durften uns darüber täuschen.

Obwohl wir oft den Wunsch hatten, dieser Gemeinschaft zu entfliehen, kehrten wir doch gern auch zurück in ihre schützende Gleichförmigkeit. Dies galt allerdings nicht für alle. Einige wagten sozusagen einen Satz und sprangen kopfüber in die Freiheit. Andere hatten draußen, außerhalb Theresienstadts, Familienangehörige, die auf sie warteten oder sie gar abholten.

Die meisten aber wußten nicht, was nun beginnen, fürchteten sich vor allem der nackten Wahrheit ins Auge zu blicken. Wir hofften doch, daß unsere Nächsten aus den verschiedenen Lagern noch irgendwo auf dem Wege seien und fürchteten doch wieder, diese Hoffnung endgültig begraben zu müssen.

Dieser Aufenthalt im Ghetto war eine Atempause. Wir mußten noch nicht wissen, wir mußten noch nicht tun. Diese Provisorium nahmen viele erleichtert hin, gleichsam einer Brücke zu jenem Zukünftigen, Ungewissen.

Nachdem die Russen bereits im Ghetto, die Deutschen jedoch verschwunden waren, brach mit verheerender Gewalt der Flecktyphus aus. Man sprach davon, daß das Ghetto unter verschärfte Quarantäne gesetzt werden würde, daß von einem bestimmten Tage an niemand das Ghetto betreten, keiner es verlassen dürfte. Ich erschrak, denn dies bedeutete — da man heute die Dauer und den Umfang der Epidemie noch nicht übersehen konnte —, daß vielleicht auf lange Sicht eine Abreise unmöglich sein würde.

* * *

Ich packte kurz entschlossen meine Habseligkeiten in eine Tasche und entschlüpfte ohne Abschied den Mauern Theresienstadts.

Am Abend stand ich allein auf der Landstraße bei Theresienstadt und hielt Ausschau nach einem Auto, Richtung Prag. Ich wartete ziemlich lange, bis ich endlich in einem russischen Lastauto, das einen Panzerzug begleitete, Platz fand.

Auf halbem Wege, mitten in der Nacht, bekam die Kolonne plötzlich den Befehl, ihre Fahrtrichtung zu ändern. Nun mußte ich aussteigen und meinen Weg zu Fuß fortsetzen.

Es war ein gutes Gefühl, so allein zu gehen. Ich dachte an nichts. Es war mir zumute, als wenn ich träumte und alles nicht Wirklichkeit wäre. Ich hatte gar keine Angst, weder daß ich mich verirren, noch daß mir etwas zustoßen könnte.

Ich ging durch deutschsprachiges Gebiet. Allerhand Gesindel trieb sich herum, und es war zu dieser Zeit bestimmt nicht ungefährlich, sich so ohne Schutz und Waffe auf diesem heißen Boden zu bewegen. An all das dachte ich nicht im entferntesten. Manchmal wandelte meinen nun bereits wieder etwas verwöhnten Körper leicht eine Schwäche an. (So glaubte ich, denn wie sich später herausstellte, hatte ich von der Erkrankung im Lager einen Herzschaden davongetragen.) Besonders dann bei Tag, als es heiß wurde — es war der heiße Mai 1945 —, kam ich kaum weiter. Ich war von der Hauptstraße abgewichen, und da gab es fast keinen Autoverkehr. So hatte ich den ganzen Weg lang keine Gelegenheit, ein Fahrzeug anzuhalten.

Die ungewohnten, in Theresienstadt empfangenen Schuhe hatten meine Füße bereits wundgerieben, und ich versuchte nun, barfuß weiter zu gehen. Da fiel mir plötzlich ein, ich könnte doch ein wenig ausruhen und war ganz erstaunt, daß mir das nicht schon früher in den Sinn gekommen war. Da setzte ich mich ganz vorsichtig, so wie wenn ich es eigentlich nicht dürfte, am Wegrand nieder.

Ich blickte um mich. — Gerade fuhr ein Mann in einer gelben Uniform auf einem Fahrrad an mir vorüber. Er winkte freundlich und rief mir etwa zu, was ich nicht verstand. Da stieg es heiß in mir empor. Ich war ein Mensch, dem ein anderer zuwinkte. Ich konnte in diesem Augenblick liegenbleiben oder aufstehen oder weitergehen, ganz nach meinem Willen.

Ich schaute an mir herunter. — An der linken Brustseite meines Mantels sah ich deutlich einen Faden, mit dem noch vor kurzer Zeit der Judenstern an ihm befestigt war. Jetzt aber war der Stern nicht mehr vorhanden. Nichts, nichts mehr, keine Häftlingsnummer, keine anderen Merkzeichen waren an mir, nichts, was mich

von den anderen Menschen äußerlich unterschied. Ich nickte mir im Geiste zu und bejahte alle Fragen, auf die ich bis jetzt keine Antwort gewußt hatte. «Du wirst Deinen Mann wiedersehen. Er hat ja immer so viel Glück gehabt, immer hat er im letzten Moment den Zug erwischt.»

Ich wollte, wollte bedingungslos all das Kommende in mich einströmen lassen, ohne Vorbehalt, ohne Schwere. Die Müdigkeit war verfliegen, denn mich trug eine heiße, große Freude.

Schon sah ich die Häuser von Prag auftauchen, und nun begann ich zu laufen, aus vollen Kräften, so als wenn ich sonst zu spät ankommen würde.

Prag lag vor mir. — Nichts gab es, noch konnte es etwas geben, was der gewaltigen Wucht dieses Augenblicks hätte gleichkommen können. —

Ich schließe die Augen, suche mit aller Kraft mir heute die Gefühle von damals zu vergegenwärtigen.

Es gelingt mir nicht. Zu viel ist seither darüber hinweggestürmt, zu viel Leid, zu viel Enttäuschung, um es ungetrübt und in voller Stärke wieder auferstehen zu lassen. Ich weiß nur das eine: In diesem Augenblick fühlte ich fast hellsichtig das Einmalige meines Erlebens, einen Höhepunkt, von dem aus es nur noch ein Abwärtsgleiten oder einen Sturz in die Tiefe geben konnte.

Wie oft hatten wir uns in unserer Gefangenschaft diesen Augenblick ausgemalt, vorgestellt und doch nicht daran geglaubt, ihn je wirklich erleben zu können. Wie ein Märchen hatten wir es uns vorerzählt, wie ein herrliches, ersehntes, unwahrscheinliches Märchen.

* * *

Nun war es Wirklichkeit geworden. Ich war in Prag, mitten in den Straßen von Prag, in der Freiheit.

Vorläufig sah man diesem jämmerlichen, hinkenden Etwas, das ich vorstellte, gar nicht an, was für Gefühle es durchtobten.

Ich hatte Hosen an, viel zu große Hosen, die mir ständig über die Hüften rutschten. Über meine ganze Ausrüstung hatte ich einen Kindermantel angezogen. Krampfhaft umklammerte ich die Tasche mit meinem ganzen Reichtum. Die Tasche, die ich nun

statt des Eimers trug, war mir Symbol für meine bereits zivile Verwandlung. Die noch kurzen Haare flatterten wirr in alle Windrichtungen.

Ungeachtet meines, wie ich dachte, schon bürgerlichen Aufzuges riefen die Leute mir fragend zu, aus welchem Konzentrationslager ich käme. Das kränkte mich sehr. Ich bildete mir ein, schon ganz normal wie alle anderen Menschen auszusehen.

Die Menschen, die an mir vorübereilten, waren anders als in meiner Erinnerung. Sie hatten etwas Freudloses, Uniformes an sich. Auch sie hatten doch die Befreiung erlebt, und ich hegte die naive Vorstellung von einer gehobenen, festlichen Stimmung, die sie nun alle erfüllen mußte. Ich vermeinte, in eine feierlich gestimmte Gemeinschaft eintreten zu können. — Straßen, Häuser, dieses ganze Leben. Ich konnte darin gehen, wie alle anderen, allein, nicht mehr in einer Kolonne, links-rechts, links-rechts. Nein, ich konnte laufen, springen, auf den Gehsteig, auf die Fahrbahn, niemand verwehrte es mir. Ich, ich hatte mich hinübergerettet aus diesem Niemandsland der Häftlinge der Deutschen ins neue, berauschende Leben.

Waren die Menschen auch nicht festlich gestimmt, so waren sie doch lieb und freundlich, sicher nur müde, erschöpft von all dem Erlebten. Sie mußten auch erst zu sich kommen, richtig begreifen, was nun hinter ihnen lag und welche Weite voll unendlicher Möglichkeiten sich jetzt vor ihnen ausbreitete.

Ich war hungrig. Schüchtern betrat ich eine Restauration und verlangte etwas zu essen. Ich sagte, daß ich keine Lebensmittelkarten hätte, da ich aus dem Konzentrationslager käme. «Oh, das macht nichts, wir werden auch so noch etwas zusammenstellen können», war die Antwort. Es wurde ein richtiges Mittagessen vor mich hingestellt. Als ich dann bezahlen wollte — zum erstenmal seit Jahren hatte ich wieder richtiges Geld in der Hand —, verwehrte sich der Wirt empört dagegen, Geld von mir anzunehmen. Das war wie ein warmer fester, Händedruck, in dem alles enthalten war, Prag, Heimat — jetzt spürte ich, daß ich zurückgekehrt war.

Ich erkundigte mich, wo ich übernachten könne. Ich besaß zwar etwas Geld, aber für ein Hotel war es zu wenig. So ging ich in eine Unterkunft für jüdische Heimkehrer.

Hier war es nicht schön. Wir lagen auf der Erde, und man hörte nichts anderes als Berichte über die furchtbaren Erlebnisse meiner Schicksalsgenossen. Der Großteil war krank und bis zum Äußersten erschöpft. Sie suchten ihre Angehörigen und Freunde. Es wurde eine Liste der Heimkehrer geführt. Ich suchte unter den angeführten Namen den meines Mannes.

Ich habe seinen Namen nicht gefunden.

Hier unterbrechen meine Aufzeichnungen.

DIE JUDENFRAGE IM SPIEGEL DER DEUTSCHSPRACHIGEN LITERATUR DER LETZTEN JAHRE (1950—1958)

VON GERHARD JASPER, Bethel-Bielefeld

Wenn man die Literatur der letzten Jahre, die zur Judenfrage erschienen ist, sich anzueignen sucht, erkennt man bald, welch ernstes inneres Fragen sowohl innerhalb des Judentums als auch in kirchlichen Kreisen und darüber hinaus wachgerufen ist, das mit der Entstehung des Staates Israel und dem grausigen, furchtbaren Geschehen im Dritten Reich sich aufdrängt. Beide schwerwiegenden Ereignisse führten zugleich zu einer ernststen inneren Neubesinnung innerhalb des Judentums wie auch zu einer fruchtbaren Auseinandersetzung sowohl von jüdischer wie auch von christlicher Seite über das Verhältnis von Judentum und Kirche. Und es kann darum nicht anders sein, daß die Kirche sich mit großem Ernst vor die Frage nach ihrer Aufgabe gegenüber Israel gestellt sah.

Hier sei versucht, anhand erschienener Bücher eine Übersicht über diese Fragen zu geben. Dabei sei bemerkt, daß die wertvollen Aufsätze in den verschiedensten evangelischen Zeitschriften und theologischen Blättern hier unberücksichtigt bleiben, obwohl wir nicht zuletzt in ihnen entscheidende Anregungen finden würden. Auch konnten selbstverständlich nicht alle Bücher zur Besprechung kommen. Es sind solche berücksichtigt, die zu Händen des Verfassers kamen.

I. Der Staat Israel

Die Gründung des Staates Israel hat nicht nur ein tiefes Fragen innerhalb des Judentums ausgelöst und christliche Kreise aufmerken